

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

170 (23.7.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Aufstieg der Begabten

Der Aufstieg der Begabten gehört zu den politischen Fragen, deren Wichtigkeit theoretisch allgemein anerkannt wird, deren praktische Durchführung aber auf die größten Schwierigkeiten stößt. Dieser Aufstieg hat bei der Auslese des Schülersmaterials der Schulen zu beginnen. Hier ist es nicht ganz leicht, die Eltern vom Wissen zu unterscheiden. Einmal haben viele Eltern, meist unbewußt getrieben von eigenen unerfüllten Wünschen, den falschen Ehrgeiz, ihren Kindern unter allen Umständen die höchsten Leistungen in der Schule zu erzwingen, damit es nur ja in die „hohe Schule“ aufgenommen werde, um dort sich für den Erfindungssturm mit „Wissenschaften“ auszurufen. Der aus der Erkenntnis der eigenen elterlichen Lage geborene Wunsch, dem Kinde eine höhere Welt zu erschließen, wird hier unter Verleugnung der proletarischen Situation von der frühbaren politischen Arbeit weg auf ein falsches Gleis geschoben. Der schiefe Ehrgeiz der Eltern wird dem Kinde nicht selten zum Verhängnis: Die Begabung reicht nicht aus, um mit den Anforderungen der Eltern Schritt zu halten, und bei den ersten größeren Misserfolgen in der Schule bricht das Kind physisch und psychisch zusammen. So mancher Schüler selbstmord ist das Folge solcher trübseligen Geschehnisse. Der Grundschullehrer, der die Begabten auslesen soll, wird daher sehr sorgfältig darauf achten müssen, daß die gleichen überdurchschnittlichen Leistungen bei zwei verschiedenen Schülern sehr verschiedene Ursachen haben können: Was der eine auf Grund seiner natürlichen Begabung schafft, das gelingt dem anderen nur durch eine übermäßige Anstrengung unter dem immerwährenden Druck der antreibenden Eltern. Der eine wird bei sorgfältiger Behandlung seine Leistungen immer weiter verbessern können, der andere hält nicht, was er verspricht; an einer gewissen Grenze angelangt, fällt er zusammen. Immerhin kann sich die Begabtenauslese vor derartigen Schicksalen noch verhältnismäßig leicht durch Maßnahme des Lehrers mit dem Elternhaufe sichern. Weit schwieriger ist es, wenn andere Mittel zu vermeiden. Wichtig ist es, einen heraus erzielte hervorragende Leistungen in der Schule nicht als nicht immer die Gewähr für entsprechende Leistungen im späteren Leben. Dazu sind unsere Schulen, besonders die höheren, noch viel zu sehr Wissensübermittlungsanstalten; denn die modernen Grundzüge von Arbeitsunterricht und derartigen Lehren werden meist nur auf dem Papier. Die starren Lehrpläne machen einwöchentliche durchgreifende Reform der Unterrichtsmethoden noch ziemlich unmöglich. Das erspart die Begabtenauslese sehr. Der große, wirklich selbständige Künstler, Kaufmann, Staatsmann, Wissenschaftler, Techniker usw. ist doch das, was er ist, weniger kraft seines Wissens und Könnens (das er mit vielen anderen weniger bedeutenden Mitmenschen teilt), sondern kraft bestimmter Charaktereigenschaften, die sich im Verlaufe seiner Schuljahre zu allermeist nicht entbeden lassen, ja, die sich erst im Kampfe um ein Ziel relativ zu entwickeln. So kann man eigentlich sagen, daß die ganz großen Genies sich in der Regel aus den Schulleistungen nicht voraus erkennen lassen. Haben sie so manche von ihnen sogar nur sehr mittelmäßige oder unterdurchschnittliche Schulleistungen aufzuweisen. Aber es würde schon vollkommen genügen, wenn man weise die mittleren und guten Begabten in der Schule auszuwählen könnte, an denen in einer so komplizierten Gesellschaft, wie der unseren, wenn sie richtig geleitet ist, immer noch etwas zu tun ist, und die heute noch lange nicht alle an ihrem vollen Platz stehen. Diese Auslese ist bei einigen guten Schülern und bei entsprechender pädagogischer Einstellung durchzuführen möglich, und die Erfolge dieser Begabtenauslese (eine sog. politische Aufgabe) ist im allgemeinen auch in zukunftsweisender Weise durchzuführen. Hier aber fehlt es wieder an den politischen Voraussetzungen, diese erkrankten Begabten auch auszubilden. Gemäß tun Aufbauschulen, Volkshochschulen und ähnliche Anstalten und Kurie das ihrige, aber es ist erstaunlich, wie viele Schüler immer noch, selbst bei den größten Entbehrungen und Unbequemlichkeiten, ihr Abiturium machen. Aber dann kommt erst das Studium: ein Studium durchzuführen, ohne für einige Jahre für eine rein wissenschaftliche Arbeit

freimachen zu können. So sehen wir immer wieder, wie selbst die Besten und Tüchtigsten nicht mehr weiterkönnen, weil einfach die Schritte nicht mehr weiterkommen, weil einfach nicht ausreichen. Es wäre kurzschichtig, wollte man sich nun einfach auf den Standpunkt stellen, alle diese jungen Menschen sollten eben vom Studium absehen, da sie am Ende doch nur zum akademischen Proletariat oder gar zu den arbeitslosen Akademikern gehören würden. Wir haben im Gegenteil allen Grund, diese hochbegabten Jugendlichen in ihrem Streben zu unterstützen, namentlich, wenn sie die Absicht haben, sich dem republikanischen Staat als wirklich innerlich überzeugte demokratische Beamte zur Verfügung zu stellen. Ist doch in dieser auf dem Papier freiesten aller Republiken nichts so kostbar, wie wirklich zuverlässige republikanische Beamte in der höheren Verwaltung. In Österreich hat man als eine außerordentlich praktische

Hilfe für sozialistische Studenten aus dem Proletariat diesen jungen Menschen die Wohn- und Arbeitsräume zur Verfügung gestellt. In den einfach, aber sauber und praktisch eingerichteten Arbeiterstudentenheimen (in Wien gibt es zwei für Jungen und eins für Mädchen) können die Studenten erlaunlich billig, unter Umständen sogar frei wohnen, arbeiten und feste feiern. In diesen Heimen wird auch gleich der sozialistische Gemeinschaftsgeist praktisch gepflegt und so für die Zukunft des österreichischen Volksstaates ein Stamm brauchbarer und zuverlässiger Akademiker von proletarischer Herkunft herangebildet. Bei gutem Willen und einigem Geschick könnten wohl solche Einrichtungen auch anderswo geschaffen werden. Denn wir müssen uns immer vor Augen halten, daß es beim Aufstieg der Begabten praktisch weniger auf die Auslese als auf die Durchführung der Ausbildung ankommt.
Ewald Bohm.

Philosophie über Rädern

Man steigt ein, ist, liest, unterhält sich, sieht sich die Landschaft an, schließt und steigt wieder aus. Damit wäre die Tätigkeit des Reisenden erschöpft. Je nachdem, wer im Abteil den Vorzug hat, unter Nachbar zu sein und wie diese Nachbarn sich betragen, ist dann diese Reise annehmbar oder unangenehm. Der Zug fährt. Er wird nicht gefahren, sondern er fährt ein. Er fährt durch Weiden, über Felder, an Seen vorbei, rollt über Brücken und durchtastet durch Weiden und Kreuzungen. Er fährt. Das ist die Auffassung des Reisenden, der in eine Ecke gesammelt wartet, bis die Zeit um ist bis ein Stationsname erscheint, das ihn aus seiner Passivität erlöst. Ihn interessieren wenige Dinge, höchstens, daß das Abteil, in dem er gerade sitzt, nicht zu voll wird, daß man nicht raucht, wenn ein Schild „Nicht rauchen“ verhängt, daß der Zug pünktlich ankommt... alles andere verfliehet im Geräusch der Räder. Schließlich steigt er aus und gibt seine Fahrkarte ab. Der Zug hat seine Schuldigkeit getan; der Zug kann gehen. Das muß alles so sein. Man verläßt sich wie ein kleines Kind auf die anderen. Jede Aktivität hört auf. Man wird vollständig passiv und erkennt nur noch die uniformierten Wächter an. Zunächst der Schaffner. Seine Auskunft ist sichere Waise; sein Wort gilt; seine mißbilligenden Aeußerungen über im Gange liegendes Gedächtnis verursachen Minderwertigkeitsgefühle. Wenn er kontrollieren kommt, greifen alle rudert nach der Fahrkarte, halten sie hin, wie die Dreizehnährigen dem Lehrer ihre Aufsätze, und sehen erwartungsvoll in seine Augen, ob er auch nichts zu bemängeln hat. Macht es der Dienstherr, die Uniform? Abermals fallen die Leute erlöst wieder in ihre Sitze, wenn er mit „Danke“ die Karten zurückgibt. Vertrauen genießt der Mann! Grenzenlos! Er könnte eine G. m. b. H. mit den unsicheren Einlagen gründen; er möchte ihn glücken. So aber geht er weiter ins nächste Abteil, den Wagen durch, den zweiten, dritten; er steigt auf den Stationen aus, läuft am Zug entlang, und nach einer halben Stunde kennt man ihn schon, unterhebt ihn von den anderen Schaffnern als „unsern Schaffner“. Ach, studiere sein Gesicht: beherrschte, zwei bis drei Kinder, höfentlich nicht vier; mageres Gesicht; man fragt ihn etwas und merkt am Dialekt, daß er aus Schiefen stammt. Fast interessiert einen schon Ort und Umgebung, etwa sein Heim, so mit kleinem Hüfnerstall und Garten zwischen roten Eisenbahnhäusern. Ich sehe ihn später mit einem Kollegen und der Dienstreife im Sonderabteil sitzen. Sie essen. Das Beamtetum ist abgefallen. Durch die Schiebetür höre ich nicht, was sie sich erzählen, aber ich weiß, es werden keine Sorgen und Ängste sein, die sie sich mitteilen. Dann steigt er auf, die Tür öffnet sich, der Dienstherr kommt ihm entgegen: „Unser Schaffner“. Er liest aus Fahrplänen vor, gibt Ratsschläge und steht wieder knietief im jähen Vertrauen derer, die sich fragend an das Gesicht über der sauberen blauen Uniform klammern. Aber wenn alle diese Frager ausgeht sind, so ist er für sie vergeblich, au-

genblicklich vergessen. Doch ich werde mir ihn ein klein wenig länger behalten; vielleicht frage ich nachher, wenn er Zeit hat, noch nach dem oder jenem. Nicht aus Neugierde. So pendeln Tausende solcher Schaffner zwischen Berlin und München, Dresden und Chemnitz, Köln und Hamburg, Singen und Erfurt. Sie heißen nicht Müller oder Neugebauer oder Rathmann; sie heißen einfach Schaffner. Der Reisende sieht sie ohne ihre menschliche Plastik, bemerkt nur die zweidimensionale Uniform. Er hat bezahlt: die Fahrt, die Auskunft, alles zwischen Halle und Nürnberg, was diesen Zug betrifft, in dem er sitzt, den Zug, der nicht gefahren wird, sondern, wie er glaubt, fährt. Mich aber interessiert zum Schluß, wer mich eigentlich die 100 oder 200 Kilometer weitergeschleppt hat. Ich will wissen, wie der Mann aussieht, der das bemerkenswerteste. Ich habe mich ihm doch anvertraut, mehr noch: ausgeliefert. Endstation. Alles aussteigen! Einen Meter vom Brellbock entfernt, mit der verrosteten Stirn gegen den Bahnsteig, steht die Lokomotive. Der Führer sieht sich von oben herab die Leute an, viel interessierter vielleicht, als sie ihn. (Was sehr gegen die Reisenden spricht.) Nun müßte man eigentlich an ihn herantreten, die Hand hinausstrecken und sagen: „Sie haben mich bis hierher gebracht. Schönen Dank! Lebzigens sind Sie wunderbar gefahren, so sicher, pünktlich, ohne Zwischenfall; wirklich, es war fein.“ Und er würde vielleicht lächeln: „D. gern gefahren“, und wenn er aus Breußen stammt, lächelt noch hinzusetzen: „... ist doch meine Pflicht.“ Warum tut man das nicht... wenigstens in Gedanken, so beim Vorübergehen? Aber die Reisenden schauen gar nicht hin. Sie sehen nicht das Gesicht unter der schwarzen Mütze, ein gutmütiges Gesicht, die Schläfen leicht angegraut, grau auch die Augen, gelblichbraun die Haut, vom Winde verhärtet, und doch anders als bei Beekendsonnebräun. Er streift mit seinem blauen die Leute da unter ihm: Kinder, wenn ich auch nicht hierher gefahren hätte, wenn ich auch draußen stehen gelassen hätte... bei Kilometer 67,9 meinermeilen, im Regen noch dazu! Wenn wir — mein Heiserkollege und ich — leide davon geschlichen wären, schöne Sache, was? Oder ich hätte die Karre auf Deuwel komm raus laufen lassen, an Haltsignalen vorbei, daß den Fahrleitern Hören und Sehen vergangen wäre... Wo fähen Sie da jetzt, Kräuleinchen, oder Sie, Herr mit der Altenmappe; die Aufsichtsräte würden vielleicht schon auf Sie warten. Das denkt er natürlich nicht. Ich denke es für ihn. Und meine Gedanken gehen noch weiter und landen sogar bei dem schlichten eisernen Tier, dem jetzt noch der Delschweiss herunterläuft. Gleich wird der Wagenpark aus der Halle gezogen; dann läuft es ein paar Schritte nach seiner Zelle im Vorkuppeln, wird brav gewaschen und sozusagen schlafen gelegt. Wie gesagt, bei näherem Hinsehen...
Draheim.

Die Rappoldsteinerin
Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER
Nachdruck verboten / Folge 9
Schnell hatte Verenas Geist gearbeitet! Jetzt hatte sie sich wieder so weit in der Gewalt, daß sie sagen konnte: „Du bist ein dummes Ding, Ulra. Was sagst man wohl nicht im Innern! Mein, laß Heren Egenolf, meinen vieliebten Vetter, nur kommen, ich will ihn selber empfangen, wie Gastrecht befehlt.“ Sie dachte sich, so etwas wie eine besondere Ueberraschung als Gastgeherin für ihn.
„Ich lächelte; wieder glitz jenes geheimnisvolle Triumphleuchten über ihre Züge. Dann wandte sie sich der anderen Richtung des Weges, der hier ein Knie machte, zu, und wies mit einer Handbewegung Ulra zurück, die ihr folgen wollte, und sprach: „Er ist ein freier Herr, laß ihn bewachen und sage ihm, ich würde ihn gleich kommen. Wenn er um Frau Herzland fragt, sie schläft.“
Ulra wandte sich dem Haupthof zu, indessen Verena den Gang hinab eilte, der zu einer Reihe von Jellen führte, die teils von Frauen, teils von weiblichen Gästen, wenn das Kloster solche hatte, besetzt wurden.
„Sie dachte — und dieser Gedanke ließ ihre dunklen Augen in die Ferne aufglücken: „Ja, Herr Henmann, ihr dient mir schon, das ist es, was ich weiß, mit eurer blinden, einfältigen Leidenschaft.“
Der König besaß Häuser und Springe —
Der einer Jellentür am Ende des Ganges hielt Verena einen Augenblick inne, ehe sie pochte und die nach klösterlicher Regel ungeschlossene Tür aufst. Sie verwandelte ihr Gesicht ins Gleichnis freundschaftlicher, ehe sie eintat. Sie war wieder ganz die Verena.
„In dem Gemach, das nach Westen lag und in einem mehrwürdigen Jellendach vom letzten Abendrot, erstem Nebel und langsam über dem Mondenschein lag, stand neben einem einfachen Jellendach, der am Fußende eines breiten Himmelbettes stand, eine junge Frau. Goldfarbes Haar umrahmte ein Antlitz von felsiger Schönheit, dessen süßester Reiz vielleicht in den großen, grauen, träumerischen Augen lag, die jetzt aufsaßen und mit frohem Blick auf Verena besteteten.
„Du, Verena, da bist du endlich — und so spät heute? Wo bist du unser Abendplauderstündchen?“ sagte sie und legte eine

Menge von Gelbblumen, die sie gerade zu einem Strauß zu binden im Begriffe war, weg. Hatte sie gewiß wieder recht viel zu schaffen?“
„Ja, Herzland, Würde bringt Bürde, das ist schon einmal so“, sagte Verena, indem sie näher trat und auf die Blumen deutete. „Und du hast ja gewaltig geerntet draußen auf den Wiesen — was ist auch nicht mühsam.“
Herzland legte den Arm in den der Bafe, sie zog sie zu einer mit Rosen und Deden belegten Truhe, die in einer Ecke stand. „Ja, alle Wiesen habe ich abgestreift, — aber da seh, was Schönes ich fand: Glockenblumen, Alee und Nelken; das wird Kränze geben für den Johannesaltar. Morgen ist ja des Heiligen Festtag...“
„Aber der Altar ist groß und hoch“, sagte Verena scherzend, „und das hier...“ — sie wies auf die Blumen, reichte ja kaum für die halbe Seite...“
„Du kluge Frau Prigwin!“ sagte Herzland und lachte melodisch. „Meinst, das wußt ich nie? Was da liegt, das soll nur mein Kämmerlein schmücken und meinen Hausaltar. Aber ich bin schon zwei Stunden in der Kapelle gewesen, schon ehe die Sonne sank. Ich habe ja viel mehr mit heimgebracht und es hat genug Kränze für beide Seiten gegeben. Die Mägdle haben mir brav geholfen — und morgen beim Frühmahl werdet ihr alle sehen, was wir geschafft haben!“
Verena nickte mechanisch; mit einem Blick streifte sie die ammutige Gestalt der Bafe, deren vollendetes Ebenmaß das knappe, himmelblaue Samtkleid verführerisch hervorhob. Und Herzland plauderte weiter: „Und als meine Arbeit getan war und die Blumen so frisch und feierlich dufteten, da habe ich gebetet, so recht innig und dankbar. Mir war so still und gut... Und dann habe ich auch geträumt, wie ich es so gerne tue, wenn ich ganz allein bin...“
„Sie hielt inne und Verena fragte: „Wovon träumst du denn da?“
„Ach, von tausend lieben Dingen. Schilt mich nicht, Verena, es sind oft recht rechtliche Sachen dabei... solche, die ich schon erlebt habe, und solche, die ich mir erwünsche.“
„So?“ sagte Verena und leuchtete Spott kränfelte ihren Mund. „Gält dir denn doch noch etwas zu wünschen? Ist ein schönes, edles, junges Blut, reich und vornehm, eines mächtigen Herrn Ehegemahl, der, so es dich nach Fessl und Kurzeil gelüftet, es dir schafft.“
Ueber Herzlands Wangen flog eine zarte Röte. „Ja, — dies alles ist mein. Kann den Heiligen nie genug danken! Aber —“ sie stockte. Verena fiel ein: „Und dennoch Träume und Wünsche?“
„Sie sah Herzland fest an und diese erwödete wieder. „Du würdest mich verlocken...“
„Nein, nein,“ erwiderte Verena lebhaft. „Eag es nur, ich bin ja jung wie du, kaum drei Winter trennen uns, — wenn ich auch das Kleid der Chorfrauen trage. Also, wo hinaus gehst der Trauch.“

Herzland zögerte eine Weile. „Es ist nur,“ sprach sie dann, mehr zu sich selber, als zu ihrer Zuhörerin, „hast du nie das Verlangen gehabt nach etwas Großem, Kostbarem, das das ganze Herz füllt, das man trägt, wie ein seltenes Juwel am höchsten Feiertag — und das einem doch nicht gehört, das man sich immer neu gewinnen muß? So ein Kleinod, wie jene Perle im Evangelium, von der uns jüngst der Kaplan predigte, um die ein Kaufmann all sein Hab und Gut hingab...“
„Und was stellst du dir unter dieser Perle vor?“ fragte Verena mit einem leicht spöttischen Blick auf die schöne Bafe. „Eine, die man bei den lombardischen Kaufleuten feil hat — oder was sonst?“
„D. Brene,“ sagte Herzland und sah ein wenig verlegen drein, „ich weiß wohl, was uns Vater Dominikus sagte: die Perle — das sei die ewige Seligkeit. Aber manchmal, da träume ich eben, als ob es noch eine andere Seligkeit geben müßte, hier auf dieser Erde — und als ob mir die beschieden sein sollte.“ Ihre Stimme war ganz leise geworden. Beide schwiegen ein paar Minuten.
Dann sagte Verena und ihre Stimme klang seltsam kalt: „Du hast Perlen genug, Herzland, sei nicht übermütig!“
„Groß und klar schaute Herzland sie an, und dann sagte sie: „Du bist viel klüger und gelehrter als ich, Verena — und fromm bist du; aber hin und wieder ist es mir, als wüßte ich etwas, was du nicht weißt.“
„Spöte nur, Brene,“ sagte Herzland. „Egenolf wollte es so. Er wollte mich in guter Hut wissen, derweilen er seiner Jagd und seinen Geschäften nachgeht. Und ich habe ihm gern gehorcht; es ist so traulich und so still bei euch. Mann kann gerubig für sich sein. Daran dachte ich heute, als ich von der Kapelle kam und am Saal vorbeiging, da ging es laut genug zu.“
„Es gab allerlei Herrenbesuch,“ sagte Verena gleichgültig. „Die sind nicht so für's Herubige wie du.“
„Und Ja und Agnes hörte ich hellauf lachen,“ plauderte Herzland weiter, die erschlichlich froh war, daß über das Wünschen und Träumen nicht weiter geredet ward. „Hätte nie gedacht, daß sie es so können...“
„Sie freuten sich über die Grüße, die ihnen von Brüdern, Vätern und Nheimen überbracht wurden,“ sagte Verena. „Wir werden jetzt viel zu beten bekommen für die Anverwandten alle; denn es soll Krieg geben. Die Ritterschaft sammelt sich gegen die unbotmäßigen Schweizerbauern.“
„Es wäre so schön auf der Welt, gäbe es keinen Krieg und keine Fehde,“ seufzte Herzland.
„Ach was,“ meinte Verena kaltblütig, „muß auch sein!“ Sie stand auf und warf, scheinbar wie nebenher, dabei aber Herzland scharf beobachtend, ein: „Ich soll die auch einen höflichen Gruß besellen. Herr Henmann von Grünenberg sprach heute bei uns vor. Er reitet auch gegen die Bauern.“
(Fortsetzung folgt.)